Wolfgang Mack/Franziska Wächter-Scholz

Jugend am Rand. Jugendliche in schwierigen Sozialräumen

Jugend konstituiert sich im Raum, Jugend wird erst durch Sozialräume zur Jugend (Böllert 2001, S. 171). Der Sozialraum ist für Jugendliche Lernort und Expertimentierfeld gleichermaßen. Noch nicht auf feste Rollen verpflichtet, können und müssen Jugendliche im Lauf des Prozesses ihres Aufwachsens anders als Erwachsene Sozialräume wahrnehmen und nutzen. „Für Jugendliche (...) ist der städtische Raum kultureller und sozialer Experimentierraum. Erste Antworten auf die Frage, wer bin ich, wie sehen mich andere, wer möchte ich sein, können im sozialen Raum relativ sanktionsfrei ausexperimentiert werden. Von daher heißt der soziale Raum für Jugendliche vor allen Dingen, die Beantwortung der genannten Fragen im Kontext von Gleichaltrigengruppen. Auch für die Heranwachsenden ist der städtische Raum kulturelle und soziale Ressource, bietet Nischen, in denen eigene Ausdrucksformen, d.h. die Beantwortung der Fragestellungen gelebt werden kann. Dabei lernen junge Menschen gerade im Sozialraum häufig erstmalig, sich mit zum Teil widersprüchlichen An- und Aufforderungen auseinanderzusetzen, um hieraus eigene Positionen entwickeln zu können. Sie erfahren, was geht und was nicht geht, und dies geschieht vielschichtiger, als dies beispielsweise für die Schule gelten kann, da dort die Rollenerwartungen sehr viel deutlicher formuliert sind. Unterschiedliche Stile, jugendliche Subkulturen usw. bilden sich nicht alleine durch besondere Zeichen und Symbole, die für Erwachsene manchmal kaum noch nachzuvollziehen sind; sie äußern sich vor allem im sozialen Raum, wobei die Peergroups wichtige Abgrenzungsprozesse abbilden.“
(Böllert 2001, S. 171)

Kinder und Jugendliche wachsen in unterschiedlichen Sozialräumen auf. Diese Räume beeinflussen ihre Entwicklung. Sie können Chancen eröffnen oder vorenthalten. Ob sie attraktive Lerngelegenheiten bieten, Anregungen vermitteln und Begegnungen mit anderen Menschen stiften, oder ob sie öde und leer sind, abgeschirmt und isoliert, ob sie für die Bedürfnisse von Kindern und Jugendlichen tauglich sind oder ob sie gefährliche und gefährdende Orte darstellen, macht einen großen Unterschied. In städtischen Gebieten, in denen soziale Exklusion auch räumlich manifest wird, in diesen Sozialräumen, in denen Benachteiligungen und Problemlagen überwiegen, fehlt Jugendlichen ein Raum, um Jugend im Sinne der gesellschaftlichen Erwartungen überhaupt erst möglich zu machen, Jugend als Moratorium und Entwicklungsphase, die Raum und Zeit gibt für Lernen und Experimentieren. In sozialen Brennpunkten, in städtischen Räumen also, in denen wie in einem Brennspiegel die soziale Ungleichheit unserer Gesellschaft und die daraus resultierenden sozialen Probleme sich verdichten und bündeln, wird Jugendlichen ihre Jugend entzogen, haben sie keine Gelegenheit, etwas zu lernen und zu experimentieren, haben sie also kaum Chancen, ihr Leben, wie es Beck formuliert, als eigenes Leben zu planen; in diesen Sozialräumen haben sich auch denkbar schlechte Bedingungen, die erwartete und geforderte soziale Integration in die Gesellschaft auch nur halbwegs im Einklang mit den dominanten Normen in Einklang bringen zu können.

Unterliederbach ist ein Stadtteil am Rand von Frankfurt, zwischen Höchst und einer stark befahrenen Autobahn an der Stadtgrenze gelegen. In Unterliederbach gibt es viele Sozialwohnungen, seit den zwanziger Jahren. In dieser Siedlung am Rand von Frankfurt findet auch Jugend am Rand statt. Es gibt kaum Treffpunkte und Aufenthaltsorte für Jugendliche. Von einem beliebtem Platz sind sie vor kurzem vertreiben worden, vor allem auf Drängen der Anwohner. Bänke sind abmontiert und auch alles andere, was den Platz für Jugendliche ein bißchen attraktiv gemacht hatte, ist weggeschafft worden. Öde Plätze haben keine Aneignungsqualität mehr für Jugendliche. Damit fallen sie zwar nicht mehr auf und stören nicht die Ruhebedürfnisse anderer, die Suche nach einem geeigneten Ort geht allerdings weiter, bei den Jugendlichen und den Verantwortlichen seitens der Stadt. Ein erster Ansatz, Jugendlichen im Viertel Raum zu geben, befindet sich ebenfalls am Rand: In einem Parkhaus, das den Stadtteil von der Autobahn abschirmt, ist im Erdgeschoß mittlerweile ein Teil der Parkfläche abgeteilt und zu einem Jugendclub ausgebaut worden. Die Jugendlichen haben die Wände selbst bemalt, die Einrichtung ist relativ spartanisch. Es gibt einen kleinen Bereich mit Theke und Tischen, sonst stehen Tischtennisplatten, Billard und Tischfußball im Jugendclub.

Wie kann sozialräumlich bedingten Ausgrenzungsprozessen und Benachteiligungen pädagogisch und sozialpolitisch entgegengewirkt werden? Welche Möglichkeiten hat eine sozialraumorientierte Jugendhilfe und in welche Dilemmata gerät man mit diesem Unternehmen? Um geeignete Maßnahmen und Konzepte entwickeln zu können, bedarf es eines Wissens um die Bedeutung des Raums im Sozialisationsprozeß und die Wirkungen von

schwierigen Sozialräumen auf Jugendliche. Wir wollen uns dieser Frage in mehreren Schritten annähern. Wir werden zunächst zwischen öffentlichen, nicht für pädagogische Zwecke geplante Räume und pädagogischen Räumen unterscheiden und nach dem Verhältnis zwischen beiden fragen (1). Daran anschließend werden wir uns mit der Frage befassen, wie Sozialräume als Räume für Aneignungshandeln von Jugendlichen begrifflich gefaßt werden können und in welche Abgrenzungsprobleme man dabei gerät (2). Wir werden das raumbezogene Aneignungsverhalten geschlechtsspezifisch betrachten (3) und abschließend Konsequenzen für eine sozialraumorientierte Jugendhilfe in benachteiligten Sozialräumen andeuten (4).

1. Öffentliche Räume und pädagogische Räume

„Raum" ist eine wichtige pädagogische Kategorie, in zweierlei Hinsicht. Pädagogik ist erstens auf Räume angewiesen, in denen sich pädagogische Ideen und Vorstellungen realisieren können. Institutionalisiertes pädagogisches Handeln findet fast immer in eigens dafür geschaffenen Räumen statt: in Schulhäusern, Jugendfreizeitheimen und Ausbildungswerkstätten zum Beispiel. Der Raum selbst spielt dabei oft nur eine nachrangige Rolle. In vielen Schulhäusern, aber auch in anderen pädagogischen Räumen kann man sehen und spüren, wie wenig Beachtung dem Raum als pädagogischer Kategorie geschenkt wird. Doch die Strukturen dieser Räume beeinflussen auch das, was in ihnen geschieht.

Nicht weniger bedeutsam auch für den Sozialisationsprozeß sind öffentliche Räume wie Straßen, Plätze, Parks, Bahnhöfe, Einkaufszentren, Sportstätten, Kinos, Cafés, Discos, das Quartier oder die gesamte Stadt. Sie sind in der Regel nicht für Jugendliche geschaffen, sie haben andere Funktionen. Jugendliche nutzen diese Räume und verleihen ihnen damit einen neuen Sinn. Diese Räume können für das Aufwachsen und Lernen von Kindern und Jugendlichen hinderlich oder förderlich sein. Insofern sind diese Räume, ihre Beschaffenheit und Gestaltung, auch für das pädagogische Denken und Handeln bedeutsam. Pädagogisches Handeln geschieht nicht im luftleeren Raum, sondern in sozialen Räumen. In sozialen Räumen, die zunächst von anderen Interessen und Zwecken her bestimmt sind, aber eben auch den Rahmen für pädagogische Arbeit bilden.

Andreas Feldtkeller konstatiert zwischen Stadtplanern und Pädagogen eine „(...) ganz grundsätzliche Meinungsverschiedenheit über die Aufgabe der Stadt als Ort des sozialen Lernens und gesellschaftlichen Zusammenlebens" (Feldtkeller 2001, S. 74).

Die Stadt liefere für Kinder Luft und Sonne und attraktive Spielplätze und stelle damit auch die Orte bereit, in denen Pädagogen sich um das individuelle soziale Lernen kümmern. Dies bedeutet eine „seltsame Arbeitsteilung"(ebd.) zwischen Stadt und Pädagogik, die „Stadt" immer ungeeigneter für Kinder und Jugendliche mache. Vor diesem Hintergrund formuliert die „Tübinger Erklärung" das Credo „Kinder brauchen Stadt". Die folgenden Auszüge aus dieser Erklärung verdeutlichen den dahinterstehenden Anspruch:

Tübinger Erklärung „Kinder brauchen Stadt" (1995):

(1) Mit der überwiegend am wirtschaftliche Erfolg ausgerichteten Modernisierung der vergangenen Jahrzehnte haben Kinder und Jugendliche den wichtigen Erfahrungsspielraum „Straße" verloren. Kinder von der Straße zu holen, ist nach wie vor für viele ein erklärtes Ziel. Das städtische Viertel mit dem öffentlichen Raum der Straße und der angrenzenden Vielfalt des Wirtschaftens und Wohnens bietet aber ein Modell des Zusammenlebens, das sich dort, wo es bis heute überlebt hat, als äußerst vital und anpassungsfähig erweist.

(2) Raum in der Stadt ist erst dann öffentlicher Raum, wenn er Kinder und Jugendliche, deren erwerbstätige oder nicht erwerbstätige Eltern, alte Menschen, Kranke, Behinderte, Menschen verschiedener kultureller Herkunft und Menschen von verschiedenem sozialen Status zumindest zeitweise zusammenzuführen vermag. Kinder und Jugendliche brauchen neben Schule und Familie den leichten Zugang zur Wirklichkeit eines lebendigen Stadtquartiers, in dem sie Formen des Zusammenlebens unter Menschen, die sich nicht gegenseitig verpflichtet sind, erfahren und auch selbst erproben: z.B. Verantwortung, Einfühlungsvermögen, Zuwendung, das Leben mit Konflikten.

...

(6) Jede Entscheidung in der Stadt, ob politisch, wirtschaftlich oder stadtplanerisch hat Auswirkungen auf das Wohlbefinden von Kindern und Jugendlichen; dies erfordert intensivstes Nachdenken und öffentliche Auseinandersetzung. Deshalb müssen auch Städtebau, Jugendhilfe und Pädagogik schleunigst von dem Ideal perfekter, aber segmentierter Lösungen freimachen.

Sozialräumliche Ansätze sollen sich also einerseits auf das sozialräumliche Umfeld beziehen, in dem Kinder und Jugendliche leben und aufwachsen, auf das Quartier oder den Stadtteil, andererseits werden damit auch An-

sprüche an Gestaltung und Nutzungsmöglichkeiten pädagogischer Räume im engeren Sinne formuliert.

Sozialräumliche Konzepte der Jugendhilfe müssen deshalb pädagogische und öffentliche, nicht zu pädagogischen Zwecken geschaffene Räume in den Blick nehmen und beide zueinander in Beziehung setzen. Es genügt nicht, nach dem Angebot und der Qualität pädagogischer Räume allein zu fragen, sozialraumorientierte Jugendhilfe muß auch den öffentlichen Raum der Stadt thematisieren.

Sozialraumorientierte Jugendhilfe sollte deshalb mit der Stadtplanung zusammenarbeiten und auf die Planung des öffentlichen Raums Einfluß nehmen und darauf insistieren, daß die Stadt als öffentlicher Raum gestaltet und wiedergewonnen wird. Als Stadt, in der alltägliche Begegnung und Kommunikation, auch von Menschen, die sonst nichts miteinander zu tun haben, möglich wird und die auch von Kindern und Jugendlichen als anregungsreiche, begegnungsfördernde Aufenthaltsort und Treffpunkte genutzt werden können.

2. Raum und Aneignung

Jahrelang befand sich in Nürnberg das „KOMM", ein berühmtes selbstverwaltetes Jugendzentrum, im ehemaligen „Künstlerhaus" direkt am Eingang in die Altstadt. Wer vom Hauptbahnhof in die Altstadt wollte, kam am KOMM vorbei. Vielen war es ein Dorn im Auge, unter anderem auch wegen seiner Lage. Das Jugendzentrum paßte nicht gut ins Bild und die Jugendlichen, darunter viele Punks, die sich häufig vor dem KOMM auf der Straße aufhielten und Passanten vor oder nach ihrem Einkaufsbummel um eine Mark baten, störten. Seit der Schließung des Jugendzentrums durch die konservative Ratsmehrheit sind auch die jugendlichen Bettler nicht mehr da und aus dem KOMM ist wieder das Künstlerhaus geworden, sichtbar auch an den mittlerweile erfolgenden Umbauten.

Wir möchten uns der Frage nach der Aneignung von Räumen zunächst kultursoziologisch in der Spur von Pierre Bourdieu annähern. Der physische Raum ist angeeigneter sozialer Raum, schreibt Pierre Bourdieu. Der physische Raum, die Stadt mit ihren Gebäuden, Straßen und Plätzen zum Beispiel, ist nicht einfach da, der physische Raum wird von Menschen gestaltet und geprägt. Darin ist der physische Raum ein Abbild des sozialen Raums: „Der soziale Raum weist die Tendenz auf, sich mehr oder weniger strikt im physischen Raum in Form einer bestimmten distributionellen Anordnung von Akteuren und Eigenschaften niederzuschlagen." (Bourdieu 1991, S. 26)

Bourdieu unterscheidet also zwischen sozialem und physischem Raum: „Der soziale Raum ist nicht der physische Raum, realisiert sich aber tendenziell und auf mehr oder minder exakte und vollständige Weise innerhalb desselben. Der in bestimmter Weise von uns bewohnte und uns bekannte Raum ist sozial konstruiert und markiert." (Ebd., S. 28) Die Struktur des sozialen Raums schlägt sich in der Struktur und Gestalt des physischen Raums nieder. Das wird am Nürnberger Beispiel deutlich. Die Verschiebung der Machtverhältnisse in der Stadt nach der Kommunalwahl im Jahr 1996 zeigt sich auch daran, wer welche Räume physisch besetzen kann und wer weichen muß.

Der Raum eines Quartiers und die angeeigneten physischen Räume der Akteure, die in diesem Quartier wohnen, deren Sozialräume, sind räumlich nicht identisch. Derselbe Raum des Quartiers wird von den dort Ansässigen je nach ihrer Position im sozialen Raum unterschiedlich wahrgenommen und angeeignet. Die angeeigneten physischen Räume der Bewohnerinnen und Bewohner eines Quartiers können sich stark voneinander unterscheiden. Sie sind auch nicht an die Grenzen des Wohngebiets, des Stadtteils oder der Region gebunden, sie sind, bis auf extreme Ausnahmen, nicht mit diesen Sozialräumen identisch.

Das Sanierungsgebiet Limbacher Straße in Chemnitz verläuft an der Grenze zwischen zwei Stadtgebieten, Schloßchemnitz und Kaßberg. Die Limbacher Straße markiert die Grenze zwischen beiden Stadtteilen. Beide Stadtteile sind saniert worden, bis auf das Gebiet Limbacher Straße. In dem Gebiet wohnen z. Zt. ca. 3500 Menschen. Die Limbacher Straße verläuft entlang eines Tals zwischen Schloßchemnitz und Kaßberg. In diesem Gebiet gab es einmal viele kleine und mittlere Industriebetriebe, mittlerweile stehen fast alle Industriegebäude leer. Und auch viele Wohnhäuser in diesem Gebiet stehen leer. Ein Teil davon ist mittlerweile saniert, doch auch die meisten dieser Wohnungen sind unbewohnt. Auf den Höhen in den Gebieten Schloßchemnitz und Kaßberg befinden sich gründerzeitliche Blockbebauungen und weiter oben auch Einfamilienhäuser. Diese Gebiete sind weitgehend saniert, dort kommt es auch zum Zuzug von außerhalb, vor allem aus der Mittelschicht. Es gibt dort kaum soziale Auffälligkeiten und soziale Problemlagen. Diese nehmen aber weiter talwärts Richtung Limbacher Straße zu. Das Sanierungsgebiet ist ein künstliches Quartier, nicht identisch mit den Stadtvierteln. Seine Grenzen decken sich nicht mit denen der Stadtteile. In diesem Gebiet tref-

fen sich auch Jugendliche, nicht nur die, die dort wohnen. Deren Sozialräume sind weder identisch mit den Grenzen der Stadtteile noch des Sanierungsgebiets. Und je nach sozialer Stellung wohnen die einem in diesem Quartier und haben Mühe, aus ihm heraus zu kommen, die anderen begeben sich in das Quartier, vor allem auch in die leerstehenden Häuser, weil sie dort attraktive Treffpunkte und Aufenthaltsorte finden. Mit welchem Sozialraum, mit welchen Sozialräumen haben wir es also in diesem Quartier zu tun?

Die Gestalt des physischen Raums, wer sich wo zeitweilig oder dauerhaft aufhält, wer wo welche Ansprüche hat und welche Einflüsse ausübt, der Sozialraum also in unserer Terminologie, ist somit ein Ergebnis von Verteilungs- und Machtkämpfen in der Gesellschaft, im sozialen Raum. Das Dazugehören oder Ausgeschlossensein von Gruppen ist im physischen Raum sichtbar, am deutlichsten in den Wohnvierteln der Reichen und den Quartieren der Armen. „Klub-Effekt" und „Ghetto-Effekt" nennt Bourdieu diese Prozesse sozialer und räumlicher Segregation. Um Zugang zu „exklusiven" Räumen zu bekommen, braucht man das entsprechende ökonomische, kulturelle und soziale Kapital. Der Klub verschafft denen, die dazugehören, selbst wieder soziales und symbolisches Kapital (vgl. Bourdieu 1991, S. 32) Das genaue Gegenteil bewirkt der „Ghetto-Effekt": Während das Nobelviertel wie ein auf aktiven Ausschluß unerwünschter Personen beruhender Klub funktioniert und jeden seiner Bewohner symbolisch erhöht, indem es ihm erlaubt, am akkumulierten Kapital aller in ihm Wohnenden zu partizipieren, degradiert das Ghetto symbolisch seine Bewohner, „indem es in einer Art Reservat Akteure sammelt, die, aller Trümpfe ledig, deren es bedarf, um bei den diversen sozialen Spielen mitmachen zu können, nichts anderes gemein haben als ihre gemeinsame Exkommunikation. Neben der Stigmatisierung führt die räumliche Zusammenfassung an einer im Nichtbesitz homogenen Population noch zu vertiefter Deprivation, zumal im Bereich der Kultur und der kulturellen Praxis (wie sie umgekehrt die kulturelle Praxis der happy few weiter privilegiert." (ebd., S. 32f) An den beiden Extremen, „Klub" und „Ghetto", wird der Zusammenhang zwischen den Prozessen der sozialen Positionierung und der räumlichen Lokalisierung besonders gut sichtbar. Dieser Zusammenhang ist für die Konzipierung sozialräumlicher Ansätze in der Jugendforschung und -hilfe bedeutsam.

Wenn dabei der Habitus nicht zu den in den Räumen inkorporierten Lebensstilen, Verhaltensweisen und Erwartungen paßt, kann dies in extremen Fällen dazu führen, daß sich die Bewohner „deplaziert" fühlen und daß eine selbstbestimmte Aneignung und Nutzung der Räume nicht gelingt (vgl. ebd., S. 32):

„Man kann durchaus ein Wohngebiet physisch belegen, ohne wirklich im strengen Sinne darin zu wohnen; wenn man nämlich nicht über die stillschweigend geforderten Mittel dazu verfügt, angefangen bei einem bestimmten Habitus. Das trifft etwa auf jene algerischen Familien zu, die aus einem Elendsviertel in eine Siedlung des sozialen Wohnungsbaus gezogen waren und sich nun wider Erwarten in der Situation wiederfanden, daß die so lange ersehnte Wohnung ihnen gleichsam ‚über den Kopf wuchs', da sie außerstande waren, ihren impliziten Ansprüchen nachzukommen, mangels der erforderlichen finanziellen Mittel, um die neuen anfallenden Kosten zu decken (für Konsum, Gas und Elektrizität wie für Transport, Einrichtung und so weiter), aber auch, weil ihnen der gesamte, auf die Frauen bezogene Lebensstil fehlte, der diesem scheinbar universellem Raum unterschwellig eingeschrieben war, angefangen mit dem Bedürfnis und der Kunst, Vorhänge anzubringen, bis hin zu der Fähigkeit, in einer sozialen Umgebung von Unbekannten ungezwungen und frei zu leben." (Bourdieu 1991, S. 31)

Was folgt daraus für das Projekt „Sozialräumlichkeit" in der Jugendhilfe und der Pädagogik?

- (1) Jeder Sozialraum setzt sich zusammen aus vielen sozialen Räumen. Für das Prinzipder Sozialräumlichkeit bedeutet dies, konkrete physische Räume auf ihre Beschaffenheit hin zu analysieren, auf die in ihnen inkorporierten Strukturen des sozialen Raums, den Geschmack und die Gewohnheiten, die soziale Position derer, die sich in diesem Raum aufhalten und bewegen. Bourdieus Begriff zwingt dazu, den sozialen Raum als ein komplexes Gebilde zu betrachten, das sich zusammensetzt aus vielen Akteuren. Damit stellt sich in neuer Weise die Frage nach dem Verhältnis von sozialraumorientierten und zielgruppenorientierten Ansätzen in der Jugendhilfe.
- (2) Sozialraumorientierung als Handlungsprinzip der Jugendhilfe heißt, konkrete, geographisch abgrenzbare Räume zu definieren, auf die sich Planung und Aktivitäten der Jugendhilfe beziehen, einen Stadtteil oder ein Quartier des Programms E&C zum Beispiel. Dieser definierte Sozialraum ist jedoch immer ein Konstrukt, er ist nicht mit den angeeigneten sozialen Räumen derer, die in diesem definierten Raum leben, identisch. Deshalb müssen auch andere Sozialräume, ihre Einflüsse auf das Gebiet und die Wechselwirkungen und Be-

ziehungen zwischen unterschiedlichen Sozialräumen in den Blick genommen werden. Das können benachbarte Gebiete sein oder Zentren mit besonderen sozialen Dienstleistungsangeboten, kultureller und kommerzieller Infrastruktur, das kann die gesamte Stadt oder Region sein.

3. Mädchen im öffentlichen Raum

Der öffentliche Raum ist überwiegend von Jungen besetzt. Warum sind Mädchen in der Öffentlichkeit seltener anzutreffen? Mehrere Gründe können hier zur Erklärung herangezogen werden. Zum einen sind Mädchen stärker als Jungen in die alltäglichen Familienpflichten eingebunden. Nach einer Untersuchung des Deutschen Jugendinstituts werden etwa 27 Prozent der Jungen, jedoch 43 Prozent der Mädchen zur Hausarbeit herangezogen (vgl. Nissen 1989, S. 203). Darüber hinaus verbringen weibliche Kinder und Jugendliche ihre Freizeit häufiger in institutionalisierten Angeboten und sind zudem stärker als ihre männlichen Altersgenossen vom Elternhaus kontrolliert und an es angebunden.

Die Aneignung des öffentliche Raumes durch Mädchen im Vergleich zu Jungen unterscheidet sich wesentlich. Mädchen spielen seltener draußen als Jungen (Jungen sind „umweltaktiver"); Mädchen halten sich mehr in Wohnnähe auf, sie haben einen kleineren Aktionsradius als Jungen; das Spielverhalten der Jungen ist „raumgreifender".

Wenn man von der Annahme ausgeht, daß sich Persönlichkeit und Identität in der Auseinandersetzung mit der Umwelt entwickeln und verändern und daß dieses ein wechselseitiger Prozeß ist (d.h. Umwelt und Umwelterfahrungen als Determinanten der Sozialisation; aber auch: Individuen verändern im Prozeß der Aneignung und Nutzung die räumlichen und sozialen Bedingungen), und daß zudem das „Spiel-Verhalten" einen Einfluß auf das zukünftige Rollenverhalten hat, hat das freilich auch Folgen für die Ansprüche, die an sozialräumliche Planung (Stadtplanung und/oder Jugendhilfe(-planung) gestellt werden.

Raumnutzung und Raumaneignung sind von Einfluß auf das Selbstbewußtsein, die (räumliche) Kompetenz, die Mobilität, das Dominanzverhalten – und damit letztlich auch auf den gesellschaftlichen „Erfolg". Geschlechtsspezifische Raumnutzung ist gekoppelt an gesellschaftliche Bewertungen und Benachteiligungen im Hinblick auf gesellschaftliche Einfluß- und Mitbestimmungsmöglichkeiten – nicht nur in der Kindheit, sondern vor allem auch im Erwachsenenalter. Ein eingeschränkter Aktionsradius bedeutet Einschränkung von Handlungsmöglichkeiten, Individualität, Flexibilität, Mobilität. Um Kompetenzeinschränkungen abzubauen, müssen Mädchen nach „draußen", aus ihrem häuslichen Umfeld gehen. Damit das möglich wird, sind äußere Bedingungen den Bedürfnissen von Mädchen anzupassen. Leitende Gesichtspunkte mädchenorientierter Stadtplanung sind bspw.: soziale und kommunikative Aktivitäten müssen ermöglicht werden; Orte müssen gut erreichbar sein; sie müssen als sicher wahrgenommen werden (Beleuchtung von Wegen, Vermeidung von Angstzonen), sie sollten belebt sein; von Mädchen als ästhetisch befriedigend und gepflegt empfunden werden. Andererseits wäre es kontraproduktiv, mit der gebauten, räumlichen Umwelt geschlechtsspezifische Rollenstereotype zu verfestigen (z.B. würde mit ausschließlichen Spielorten in Wohnnähe der Bewegungsradius von Mädchen in seiner Eingeschränktheit aufrechterhalten werden). Wichtig für Mädchen und insbesondere wichtig für Mädchen in sozialen Brennpunkten ist demnach, dass ihnen Möglichkeiten eröffnet werden, sich (soziale) Räume anzueignen, sich dort zu etablieren, um Fähigkeiten, Kompetenzen zu erwerben, die ihnen auch Brückenschläge erlauben. Brückenschläge über die Grenzen des benachteiligten Gebietes hinaus.

4. Aufwertung und Auszug

Welche Aufgaben folgen daraus für sozialräumlich orientierte Jugendhilfe? Was ist in sozial segregierten Gebieten zu tun? Wie können sozialräumlich orientierte Handlungskonzepte aussehen, mit denen sozialer Exklusion und ihrem räumlichem Resultat entgegenwirkt werden kann? Wir möchten abschließend zwei Strategien kurz skizzieren, die wir als Aufwertung und Auszug bezeichnen.

(1) Aufwertung

Jugendhilfe kann und muß dazu beitragen, die sozialräumlichen Bedingungen des Aufwachsens in sozial segregierten Gebieten zu verbessern. Sie kann damit den Prozeß sozialräumlicher Segregation als Folge sozialer Exklusion mildern bzw. ihm entgegenwirken, Dazu gehört auch, Kindern und Jugendlichen Räume zu Verfügung zu stellen und den öffentlichen Raum als Raum für Kinder und Jugendliche wiederzugewinnen. Dazu ist es u.a. erforderlich, zusätzliche Ressourcen in benachteiligte und segregierte Gebiete zu bringen, vorhandene Angebote und Maßnahmen aufeinander zu beziehen und stadtteilbezogene Handlungskonzepte zu entwickeln, an denen die Jugendhilfe und die Stadtplanung beteiligt sind.

(2) Auszug

Jugendhilfe kann und muß versuchen, die Verdrängung von Kindern, Jugendlichen und ihren Familien aus anderen Räumen der Stadt aufzuhalten. Sie muß sich deshalb einmischen in andere Bereiche städtischer Politik, die nicht zu ihrem eigenen Handlungsbereich im engeren Sinne gehören, wie z.B. Verkehrsplanung und Raumnutzung, und dadurch versuchen Brücken zu schlagen, die aus den Brennpunkten herausführen in die anerkannten Orte der Stadt. Neben der Verbesserung der Infrastruktur, z.B. Anbindung mit öffenlichen Verkehrsmitteln, gehört dazu auch, Orte und Räume in der Stadt so zu gestalten, daß sie auch von Jugendlichen aus benachteiligten und ausgegrenzten Quartieren zugänglich sind. Jugendhilfe kann und muß, gemeinsam mit anderen Institutionen, insbesondere im Bereich von Bildung, Arbeit und Kultur, Jugendlichen aus soziale segregierten Gebieten Kompetenzen vermitteln, die sie in die Lage versetzen, sich selbständig andere Räume außerhalb des Quartiers, in dem sie wohnen, anzueignen. Es geht also auch darum, die Mauern des Ghettos abzureißen, in einem doppelten Sinne: unsichtbare Mauern zwischen dem Ghetto und der Stadt durch die Schaffung materieller und infrastruktureller Voraussetzungen, und verinnerlichte Mauern, die inneren Barrieren und Hemmschwellen der Bewohnerinnen und Bewohner dieser Quartiere, die sie unter anderem aufgrund von jahrelangen Zuschreibungsprozessen aufgebaut haben, in ihrer Selbstwahrnehmung verfestigt haben und an ihre Kinder weiter vermitteln.

Es geht also um beides, um die Förderung und Schaffung besserer Bedingungen für das Aufwachsen junger Menschen in schwierigen Sozialräumen und um die Schaffung von Möglichkeiten und die Vermittlung von Kompetenzen, die Grenzen und Begrenzungen dieser Räume zu verlassen. Bei beiden Strategien, Aufwertung und Auszug, geht es also darum, den städtischen Raum auch für Kinder und Jugendliche aus sozial benachteiligten städtischen Quartieren wiederzugewinnen.

Literatur

Böllert, Karin: Lebensbedingungen von Jugendlichen in problematischen Stadtquartieren, in : Bruhns, Kirsten/Mack, Wolfgang (Hg.) (2001): Aufwachsen und Lernen in der sozialen Stadt. Kinder und Jugendliche in schwierigen Lebensräumen, Opladen, S. 169 – 184

Bourdieu, Pierre: Physischer, sozialer und angeeigneter physischer Raum, in: Martin Wentz (Hg.): Stadt-Räume, Frankfurt/New York 1991, S. 25 – 34

Feldtkeller, Andreas: Stadtentwicklung und Soziale Arbeit – Aufgaben der kommunalen Planung. In: Bruhns, Kirsten/Mack, Wolfgang (Hg.) (2001): Aufwachsen und Lernen in der sozialen Stadt. Kinder und Jugendliche in schwierigen Lebensräumen, Opladen, S. 73 – 88

Nissen, Ursula: Geschlechtsspezifische Sozialisation in öffentlichen Räumen. In: Deutsches Jugendinstitut (Hg.) (1989): Jahresbericht, München